

Panther, Geister und Leerstände

Stürme an Land und in der Seele: Für die Frauen in Lauren Groffs sinnlich prallen Erzählungen ist Florida inneres und äußeres Schicksal.

Florida ist ein amerikanischer Bundesstaat mit den Städten Miami, Orlando und St. Pete darin, ein Staat, in dem neben der immer schon ansässigen oder eingewanderten Bevölkerung eine Menge Rentner leben, und wohin Menschen, die es sich leisten können, vor dem schneidenden Winter weiter nördlich für eine Weile ausweichen. Florida ist Disney und Cape Canaveral und die Everglades, und weil es zu den Südstaaten gehört und deren Gewaltgeschichte von Sklaverei, Bürgerkrieg und Lynchmorden in sich trägt, ist Florida ein eigenwilliges Ökosystem sowohl von Natur wie von Gesellschaft, ein realer Ort ebenso wie auch Metapher. Dieses komplexe, ausufernde, uneindeutige Gebilde bildet den Resonanzraum für Lauren Groffs Erzählungen namens „Florida“.

Von den elf Geschichten der Sammlung ereignen sich acht tatsächlich in Florida und eine in Salvador in Brasilien während eines Sturms, der die Stadt in etwas verwandelt, das zumindest vorübergehend, für die Zeit des Aufenthalts der Erzählerin, Florida ähnelt. Zwei spielen in Frankreich, dem Land, das seine Natur vor Jahrhunderten schon vollständig kultiviert hat, während Florida seiner ausgeliefert blieb. Aber Florida holt auf. Möglicherweise ist es, von heute aus gesehen, nicht der Graben zwischen Natur und Kultur, der die beiden trennt, sondern nur der unterschiedliche Grad der jeweiligen Zerstörung natürlichen Lebensraums.

Lauren Groff lebt in Florida, stammt aber nicht von dort und behält daher einen leicht fremden Blick bei, vor allem zunächst auf die Gegend, in der ihre Figuren ausgesetzt sind. Schwüle, Hitze ohne Sonnenlicht, schwere Luft, Wirbelstürme von gewaltiger Kraft. Tiere, deren Schreie die Nächte durchschneiden, Käfer, die in morschem Holz nisten, eine Welt voller Geräusche und Bewegung, niemals still. Die Frauen in diesen Geschichten – es sind fast immer Frauen, die in ihrem Mittelpunkt stehen – vermitteln den Eindruck, sie seien in eine Gefahrenzone geworfen worden, deren Regeln sie nicht kennen. Die kennen dann



Sturm in Miami: Bald nimmt sich das Meer zurück, was einst Natur war.

Foto Carlos Barria / Reuters



Lauren Groff: „Florida“. Erzählungen. Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs. Hanser Berlin, Berlin 2019. 287 S., geb., 22,- €.

häufig die Männer, denen sie dorthin gefolgt sind, ihrerseits den Frauen fremde Geschöpfe, doch meistens ohne Arg und nett zu den Kindern.

Die Frauen, von denen Lauren Groff erzählt, heißen „Ich“ oder „sie“ oder „die Mutter“, „die große Schwester“ und „die kleine Schwester“ oder einfach „die Frau“. Familiäre Funktionen, neue Formen eines Archetyps, fast einer neuen Spezies – denn das meiste, was sich in den Familien dieser Geschichten abspielt, bleibt für „die Mutter“ ebenso unergründlich wie die Welt der Schlangen: „Sobald man in Florida einen Fuß vor die Tür setzt, wird man von einer Schlange beobachtet: Schlangen im Mulch, Schlangen im Gebüsch, Schlangen, die auf dem Rasen warten, bis man aus dem Pool

steigt, damit sie sich darin ersäufen können, und Schlangen, die deinen blassen Knöchel ansehen und sich fragen, wie es wohl wäre, hier die Giftzähne hineinzuerschlagen.“

Möglicherweise ist die Frau, die uns diese „Schlangengeschichten“ überschriebene kurze Story erzählt, zumindestens verwandt mit den anderen Frauen, die in diesem Buch eine zentrale Rolle spielen. Möglicherweise ist es immer dieselbe, zumindest aber jeweils eine Version der Frau, die in der ersten Geschichte des Bands vor ihrer Wut davonrennt. „Irgendwie ist aus mir eine Frau geworden, die herumschreit, und weil ich keine Frau sein will, die herumschreit, deren Kinder mit starren und wachsam Mienen durchs Haus schleichen, habe ich mir an-

gewöhnt, nach dem Abendessen die Laufschuhe anzuziehen, raus auf die dämmrigen Straßen zu gehen und das Ausziehen, Waschen, Vorlesen, Vorsingen und Einummeln der Jungen meinem Mann zu überlassen, jemandem, der nicht herumschreit.“

Das ist ein sehr langer erster Satz für eine Geschichte von nur fünfzehn Seiten. „Geister und Leerstände“ ist sie überschrieben, und hieß der Band nicht klipp und klar „Florida“, wäre auch dies ein guter Titel für das ganze Buch gewesen.

Die Frau, die in der ersten Story rennt, könnte auch die Frau aus der Geschichte „Die Mitternachtszone“ sein, die in den Zustand der Bewegungslosigkeit versetzt wird, weil sie versucht, eine Glühbirne auszuwechseln, und dabei von einem

Schemel fällt und eine Gehirnerschütterung erleidet. Sie war mit Mann und zwei Kindern in den Ferien in ein einsames Haus in der Wildnis gezogen und dort mit den Kindern allein geblieben, während der Mann geschäftlich für zwei Tage in die Stadt zurückfahren muss. Der erste Tag geht ungestört über die Bühne, der zweite aber bringt den Haushaltsunfall. Als die Erzählerin aus ihrer Ohnmacht erwacht, um zu erbrechen, sind alle Routinen, jeder Plan, wie die Tage herumzukriegen seien, während draußen ein Florida-Panther durch den Wald streicht, in sich zusammengefallen. Dass die Kinder ungewaschen, mit nicht geputzten Zähnen und in dreckigen Kleidern zur Mutter ins Bett kriechen, ist einerseits, nämlich in der Phantasie der Mutter, ein frühes Anzeichen für den Untergang der familiären Zivilisiertheit, gewissermaßen ein erster Schritt zurück in die unberechenbare Natur, die sie umgibt. Andererseits aber, von Kinderseite aus gesehen, vor allem Teil der Fürsorge, mit der sie ihre Mutter pflegen und keine Sekunde aus den Augen lassen wollen.

Dass die Zivilisation sich in Mutter-schaft und Kinderaufzucht auflöst – das ist eine der Ängste, vielleicht die Ur-Angst der Frauen in diesen Erzählungen. Es ist eine Angst, die als blanker, wenn auch unbestimmter Terror in ihnen wütet, während draußen Tropenstürme die Landschaft mit allem, was auf ihr steht, plattmachen. Es ist eine Angst, die keinen Anlass braucht, aber die Atmosphäre anfüllt und sich ausbreitet wie ein Virus, eine Plage, und alles erfasst. Die Natur ist nicht nur das Wetter, der Urwald, das Getier. Natur, das ist auch der eigene Körper, die Instinkte der Mutter, der Rückfall ins Animalische, etwa in dem Wunsch, die Kinder vor Liebe aufzufressen. Ist es Delirium? Wird die Natur sich rächen für alles, was ihr angetan wird? Werden die Würmer, die Panther kommen und alle holen, zerfetzen, vernichten? Florida ist für all diese Ängste Schauplatz, Wahrscheinlichkeit und Chiffre.

Lauren Groff hat nicht alle Geschichten mit derselben Disziplin geschrieben, so scheint es. Die eine Frankreich-Geschichte etwa, in der die Mutter einer kalt werdenden Leidenschaft für Guy de Maupassant hinterherreist, wirkt fahrig und gleichzeitig forciert und atmosphärisch nicht dicht genug im Vergleich mit den meisten Erzählungen hier, die den Titel des tropischen Melodrams verdienen würden, hätte die Sammlung einen Untertitel. Wobei Melodram hier eher an „malady“ als an Drama erinnern sollte und vor allem die pralle Fülle meint, zu der Landschaft, Wetter, Tiere, Menschen, Gefühle und Halluzinationen verschmelzen, um das herzustellen, was wir phantastieren, wenn wir „Florida“ hören, lesen, und an Disney denken, Cape Canaveral und die Everglades, den in diesem Landstrich seltenen Panther, die Würmer, die Stürme und das Meer, das alles und auch die Angst bald in sich versenken wird, wenn wir Lauren Groff in ihre Geschichten folgen. VERENA LUEKEN

Hier können ja alle lesen!

Eine Serbin im hohen Norden: Isidora Sekulićs Berichte aus Norwegen

Isidora Sekulić muss eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen sein. Geboren 1877 in der Backa, einer historischen Region, die einst Teil Ungarns war und nach Ende des Ersten Weltkriegs größtenteils an Serbien fiel, tat sie früh, was andere Frauen damals zumindest in Südosteuropa noch kaum taten: Sie spielte eine Rolle in der Öffentlichkeit. Als Schriftstellerin, Literaturkritikerin und Essayistin war sie im nach 1918 entstandenen Königreich Jugoslawien eine führende Publizistin. Als erste Frau wurde sie zum korrespondierenden Mitglied der Serbischen königlichen Akademie der Wissenschaften in Belgrad gewählt. Zudem reiste sie allein ins Ausland und schrieb darüber. Dass sie schon dadurch auch zu einer führenden Feministin in Jugoslawien wurde, versteht sich. Heute gilt sie als eine der interessantesten Gestalten der südslawischen Geistesgeschichte.

Zu Lebzeiten aber blieben ihr Zugeständnisse an den Zeitgeist nicht erspart. Eine Reise nach Norwegen im Jahr 1913 gibt sie in Briefen als Hochzeitsreise aus, nur um ihren (ausländischen) Ehemann später per Zeitungsannonce für plötzlich verstorben zu erklären. Die Ehe, über die keine standesamtlichen Belege gefunden wurden, könnte eine Erfindung gewesen sein – wie auch ihre Behauptung, in Berlin promoviert zu haben. In der Friedenauer Presse, die seit Jahrzehnten Preziosen slawischer Literaturen in sorgfältiger Ausstattung auf Deutsch zugänglich macht, ist nun ein Buch erschienen, das Sekulić erstmals einem breiteren deutschsprachigen Publikum vorstellt: „Briefe aus Norwegen“ ist das (in der Übersetzung gekürzte) Zeugnis einer Reise im Jahr 1913, die von Oslo über Bergen und Trondheim bis Hammerfest führte.

Was Sekulić darüber schreibt, lohnt zu lesen – auch wenn zwischenrdin immer wieder zum Teil schwülstige Metapherngebirge überwunden werden müssen, über die sich wohl bestenfalls sagen



Isidora Sekulić: „Briefe aus Norwegen“. Aus dem Serbischen und hrsg. von Tatjana Petzer. Friedenauer Presse, Berlin 2019. 132 S., br., 18,- €.

Nach ophthalmologisch-volkskundlichen Weisheiten solcher Art, die sich lesen, als habe sich der Kabarettist Gerhard Polt davon zu seinem Monolog „Alles über den Russen“ anregen lassen, legt sich der raunende Ton irgendwann glücklicherweise weitgehend. Mit wachem Blick beschreibt Sekulić das winterliche Oslo, wo Schlitten das Hauptverkehrsmittel sind, begegnet Elchen und lotet die Sehnsucht von Menschen aus, die auf einsamen nördlichen Gehöften leben, wo es winters an Sonnenlicht und Gesellschaft, sommers an Dunkelheit mangelt. Dass einer Serbin in Norwegen nebenbei zudem die Armut des Landes auffällt, zeigt anschaulich, wie sich innerhalb von wenig mehr als einem Jahrhundert Dinge ändern können und geändert haben.

In dem 1925 veröffentlichten Text „In Norwegen lebt keiner von Gott verlassen“ beschreibt Sekulić voller Bewunde-

rung die norwegische Gesellschaft – aber all das lässt sich auch lesen als Kritik an den Zuständen in ihrer Heimat. Norwegen, heißt es da, „führt keine Kriege, macht keine Schulden, teilt keine Beute auf, hat keine ruhmreiche Armee“. Stattdessen Sorge es für die Bildung der Bevölkerung: „Was heißt, dass in Norwegen dem Volk eine viel größere Sorge gilt als dem Staat. Bei uns in Serbien ist man der Meinung, das Ansehen, das einem Volk entgegengebracht wird, geht vom Staat aus, doch oben im Norden denkt man umgekehrt. Deshalb gibt es in Norwegen, angefangen von Kristiana bis hinaus zum Nordpol, keine einzige vergessene, nicht alphabetisierte und gemiedene Gegend.“

Sekulić bewundert, „dass dem norwegischen Volk das Gefühl innewohnt, die Bevölkerung seines Landes sei nicht die Summe seiner Untertanen, sondern eine Gesellschaft“. Und wenn sie eine Bäuerin beschreibe, die zwei uneheliche Söhne aufzieht, aber gesellschaftlich deswegen nicht ausgegrenzt oder misachtet wird, ist es ebenfalls nicht nötig, den Vergleich mit ihrem Heimatland zu ziehen. Ihre Leserschaft wird er sich ohnehin aufgedrängt haben, Sekulić musste nicht erklären, um wie viel schwerer es Frauen in ähnlicher Lage in ihrem eigenen Land hatten.

Leider knüpft die das Buch begleitende Einführung in Leben und Werk Sekulićs stellenweise an die Phrasen der 1958 verstorbenen Autorin an. „Die Heimat Sekulićs hatte sich in ein Pulverfass verwandelt“ heißt es da etwa, wenn es um die politische Lage in Serbien vor dem Ersten Weltkrieg geht. Zwar hat Maria Todorova schon 1997 in ihrem Buch über „Die Erfindung des Balkans“ belegt, dass die Kombination der Worte „Balkan“ und „Pulverfass“ auf westliche Intellektuelle offenbar einen fast unwiderstehlichen Reiz ausübt, wenn es um Südosteuropa geht, doch die Beständigkeit dieses Klischees erstaunt immer wieder. Dafür kann Isidora Sekulić freilich nichts. MICHAEL MARTENS

Wunderbare Liebestäuschung

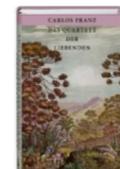
Der Mumiendieb: Carlos Franz zeigt Charles Darwin als Romantiker

„Denn was wäre schon diese Revolution / ohne eine allgemeine Kopulation“, singt der Chor der Irren in Peter Weiss' Drama „Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats“, das wie kein anderer literarischer Text die Kulturrevolution von 1968 vorwegnahm und die sexuellen Obsessionen jener Jahre auf den Punkt brachte. „Dass dies eine Welt von Leibern ist“, doziert der Marquis de Sade, „von diesen Körperöffnungen, die dazu da sind, daß man sich in sie verhakht und verschlingt“, und sein Gegenspieler Marat unterstellt der Sinnlosigkeit einen revolutionären Sinn, indem er dieses für richtig und jenes für falsch erklärt. Daran musste ich denken bei der Lektüre von Carlos Franz' episch ausuferndem Buch „Das Quartett der Liebenden“, das eine Generation nach Marat/Sade ebenfalls zwei berühmte Männer auf die Romanbühne bringt: Charles Darwin, der auf seiner Weltumsegelung an Bord der „Beagle“ 1834 in Chile Station macht, und den aus Augsburg stammenden Maler Moritz Rugendas, der von Mexiko bis Feuerlande Südamerika durchstreift.

Die Protagonisten könnten unterschiedlicher nicht sein: Der junge Darwin gab das Medizinstudium auf, weil er kein Blut sehen konnte, und reiste, um später Landpfarrer zu werden, auf eigene Kosten um die Welt. Doch statt die Wahrheit der biblischen Schöpfungsgeschichte zu beweisen, untergrub er die Fundamente des Glaubens mit ketzerischen Ideen, vor deren Konsequenz er selbst zurückschreckte. Wie Rugendas war er durch Alexander von Humboldt inspiriert, aber während Darwin wider Willen zu Schlussfolgerungen gelangte, die über sein Vorbild hinausgingen, entfernte der Deutsche sich von seinem Mentor und Förderer, indem er Südamerika so malte, wie er es sah, statt, wie von Humboldt gewünscht, landestypische Pflanzen und Tiere zu porträtieren. Und als wäre das nicht genug, verlieben sich beide in Valparaiso in die junge Frau eines Veteranen des Unabhängigkeits-

kriegs, die, um ihre Mitbürger zu schockieren, Rugendas und Darwin einlädt, öffentlich über Liebe und Leidenschaft zu diskutieren: „Wollen Sie etwa behaupten, die Liebe sei nur eine Spiegelung, ein Trugbild, das durch die fleischliche Begierde erzeugt wird?“, fragt Rugendas Darwin. Und der antwortet: „Ja, sie ist eine wunderbare Täuschung, die die Natur uns bietet, um uns dazu anzuspornen, unsere Art zu vermehren.“

Philosophische Debatten sind selten in der zeitgenössischen Literatur, und allein schon dieses Streitgespräch macht das Buch von Carlos Franz zu einem Mei-



Carlos Franz: „Das Quartett der Liebenden“. Roman. Aus dem Spanischen von Lutz Kliche. Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 2019. 480 S., geb., 26,- €.

lenstein postmodernen Erzählens, lehrreich und unterhaltsam zugleich. Die Entwicklung des Malers Rugendas vom Illustrator wissenschaftlicher Werke zum Künstler, der auf eigenen Beinen steht, ist für sich genommen ein faszinierender Romanstoff, ebenso wie die Wandlung des jungen Darwin vom bibelfesten Christen zum Entdecker der Evolution durch natürliche Auslese. Statt diese Erzählfäden aufzudröseln, hat Carlos Franz aber eine Liebesgeschichte geschrieben, genauer gesagt: eine hybride Mischung aus Mantel- und Degenroman und love story, anknüpfend an illustre Vorbilder vom „Werther“ bis zur „Kartause von Parma“, deren Autor, Henri Beyle alias Stendhal, dem Maler Rugendas in Paris begegnet.

Der deutsche Titel „Das Quartett der Liebenden“ ist insofern irreführend, als es sich um eine Dreiecksbeziehung handelt, ein Liebestrio, dessen Verlierer, der Kriegsveteran und betrogene Ehemann,

am Ende glaubwürdiger wirkt als der jugendliche Held.

„Wenn du dich mit meinen Augen sähest“, schrieb Frida Kahlo über den Maler Diego Rivera, der sie mit anderen Frauen betrog, und so lautet der Originaltitel des vorliegenden Buchs. Ein Liebesroman also, eine Achterbahnfahrt der Gefühle, und hier liegen die Stärken und Schwächen des mit Daten, Fakten und Lokalkolorit gesättigten Buchs. Der Text ist überorchestriert: vom nervenden Du, mit dem der Erzähler in raunendem Imperfekt den Helden anredet, bis zu bei Berührung steif werdenden Brustwarzen, von denen stets die Rede ist, wenn es das junge Paar zum Vollzug der Liebe drängt. Und wann immer Darwin auf den Picoroco zu sprechen kommt, den Krebs mit dem längsten Penis der Welt, oder Humboldt den Hintern seines Schülers Rugendas tätschelt, ist schwer auszumachen, ob es sich um Machogehabe handelt oder um die satirische Entlarvung sexistischer Klischees – oder um beides zugleich?

Höhepunkt des Romans, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, ist die auf einem Andengipfel spielende Szene, bei der Rugendas in einer Höhle seine Staffelei verheizt und mit dem gefriergetrockneten Fleisch einer Inka-Mumie eine Suppe kocht, die Darwin und ihm das Leben rettet. Selbst Mario Vargas Llosa, der Stifter des nach ihm benannten Literaturpreises, den Carlos Franz für das Buch erhalten hat, rügte in seiner lobenden Rezension des Romans diese Szene.

Was trotz solcher Ungereimtheiten mit dem Roman versöhnt, ist der überraschende Schluss, zusammen mit dem langen Atem des Erzählers, der den Spannungsbogen über fünfhundert Seiten hinweg hält, ohne je langweilig oder monoton zu werden. Sowie, last but not least, die Qualität von Lutz Kliches Übersetzung, die, auf Fußnoten und Kommentare verzichtend, die Bedeutungsnuancen des Originals kongenial und adäquat wiedergibt. HANS CHRISTOPH BUCH